

Präsentationsmappe NACHHALTIGKEIT

und die Welt von morgen

Martine Paulauskas

INHALT

Albergo Diffuso – wie touristische Konzepte neue Lifestyles erschaffen	3
Die Stadt wird grün.....	8
Cottage Garden.....	18
Missverständnis Minimalismus – zwischen Hype und Schimpfwort	22
Frau Zabels Gemüseboxen	27
Saisonales Essen – wie ein alter Lifestyle wieder modern wird	32

Albergo Diffuso – wie touristische Konzepte neue Lifestyles erschaffen

Wie ein Slow Tourism-Experiment aus Italien in sterbenden japanischen Dörfern neue wirtschaftliche und demographische Perspektiven schafft.

Wie wollen wir in Zukunft leben? Wie wollen und könnten wir wohnen? Wie sollen unsere Städte morgen aussehen? Wie sollen sie funktionieren? Welche Lebensart können uns Orte bieten? Wie werden wir arbeiten? Diese Fragen sind längst nicht mehr nur ein Gedankenspiel unterbeschäftigter Urbanisten oder Soziologen. Aktuelle und brennende Themen wie Pandemie, Energie- und Versorgungskrisen sowie Klimawandel und Nachhaltigkeit machen sie zu einem Hauptanliegen unserer Zeit. Antworten, die den Weg zu neuen Lebensstilen und eine wiedergefundene Lebensqualität eröffnen, gibt es bereits. Eine von ihnen nahm ihren Anfang in Italien.

Albergo Diffuso: wie der Tourismus aussterbende Ortschaften rettete

Leere Häuser, Gebäude, die niemand mehr nutzt, verwaiste Straßen ... Die Landflucht, die in den west- und südeuropäischen Ländern in den 1970er Jahren eingesetzt hatte, und die Überalterung der Bevölkerung insbesondere in ländlichen und Agrarregionen führten dazu, dass ganze Dörfer und Regionen Italiens nach und nach verfielen.

Doch Heimatliebe kann Berge versetzen. So kam die Idee auf, diese Orte dadurch (wieder) zu erschließen, dass sie in ihrer Gesamtheit als Hotel betrachtet werden: Einzelne Häuser sind die Hotelzimmer, die Sträßchen und Gassen die Hotelflure, andere Häuser bilden das Frühstückszimmer, weitere, eigentlich private Wohnstätten sind zugleich Restaurants, Internetcafés und dergleichen. Das Hotel, das die Gäste empfängt, ist also nicht nur ein Gebäude in einem Ort, sondern der ganze Ort selbst. Hotelpersonal gibt es nicht, es ist die gesamte Bevölkerung, die örtliche Gemeinschaft. Auf diese Weise fühlen sich die Besucher auch eingebunden

und erleben die Dörfer als ein Zuhause, als Lebensort und nicht nur als eine geliehene, anonyme Kulisse.

Aus Italien nach Japan ... und weit darüber hinaus

Dieses Konzept faszinierte insbesondere japanische Besucher, deren ländliche Ortschaften sich mit denselben Problemen wie verfallenden Dörfern und aussterbender Bevölkerung konfrontiert sahen. Die Umsetzung ähnlicher Konzepte begann bald ... und ist bis heute ein voller Erfolg.

Die Idee wuchs aber schnell darüber hinaus, und aus dem touristisch geprägten und aus gleichermaßen Not und Leidenschaft geborenen Wiederbelebungsversuch wurde bald ein städtebaulicher Ansatz, der sich als hoffnungsvoll zukunftssträchtig erweist, und aus dem sich Fragen und Antworten auch auf größere und belebte Städte, ja sogar Metropolen übertragen lassen.

Die Vorteile dieser Art der touristischen Erschließung sind zahlreich. Zum einen entscheidet die lokale Gemeinschaft darüber, wie weit sie gehen soll, was zu einem besonneneren und nachhaltigeren Tourismus führt.

Das „Personal“ aus Gastgebern und Führern ist zudem nicht blass routiniert austauschbar, wie es Hotellerie-Fachangestellte oder professionelle Reisebegleiter sein könnten, sondern es besteht aus den tatsächlichen Einwohnern, die dem Besucher nicht nur einen tiefgründigeren lebensechteren Einblick in ihre Region ermöglichen, sondern auch eine differenzierte und dadurch wirksamere Ansprache des Gastes pflegen. Touristen lernen den Ort von innen heraus kennen und schätzen, und ihr Wunsch, was sie umgibt mit Respekt zu behandeln und es zu erhalten, wird durch die persönliche Begegnung mit den Menschen und ihrer Leidenschaft und die so natürlich entstehende emotionale Bindung gefördert. Die angebotenen Mahlzeiten werden außerdem nach dem Field-to-Table-Prinzip gestaltet, das von den Ortsansässigen seit jeher als selbstverständliche Lebensweise nach der Natur und den Jahreszeiten praktiziert wird. Nachhaltigkeit begegnet hier also Authentizität und ganzheitlichem, sanftem Tourismus.

Schließlich ist die Motivation, die einzelnen Projekte auch wirtschaftlich erfolgreich zu gestalten, sowohl von der eigenen Begeisterung der Ortsgemeinschaft als auch von der Notwendigkeit einer finanziellen Zukunftsfähigkeit getragen, was zu einem höheren Maß an Kreativität und immer interessanteren, frischen Ideen führt.

Städte lebenswert und nachhaltig gestalten – Area Restoration Projects

Die Beobachtung war einfach: Wird die örtliche Bevölkerung darin mit einbezogen, einem Dorf oder einer Region neues Leben einzuhauchen und einem sinnvollen aber auch maßvollen Zweck zuzuführen, entstehen deutlich nachhaltigere und standfähigere Konzepte, als wenn diese durch Behörden und Theoretiker vorgegeben würden.

Es lag also nahe, dies auch in anderen Kontexten auszuprobieren, unter anderem zur Wiederherstellung lebenswerten Wohnens etwa in benachteiligten oder vernachlässigten Vierteln von größeren Städten. So schlossen sich in Japan eine erst kleine Gruppe von Designern, Architekten, Landschafts- und Stadtplanern zusammen und regten entsprechende Versuche an.

Mittlerweile sind nicht nur einige Stadtteile von Kyoto, Tokyo und Osaka nach diesem Modell umgestaltet worden. So entstanden in vielen, bis dahin eher trostlosen Vororten und Schlafstädten neue kleine Lebensmittelgeschäfte, Kindergärten, Seniorenzentren, Parks, Begegnungsstätten und Jugend- und Ärztezentren, die von der örtlichen Bevölkerung getragen und gepflegt werden. Auch Dienstleistungen wie Frisöre und Waschsalons haben sich hier neu oder wieder niedergelassen. Die Finanzierung setzt sich aus Gemeindegeldern und Spenden zusammen. Bewohner und Anlieger berichten von einer erheblichen gefühlten Wertsteigerung des Viertels, einer höheren regionalen Gefühlsbindung und einer Verbesserung ihrer sozialen Kontakte hin zu weniger Einsamkeit und größerem Zusammenhalt, aber auch von positiveren beruflichen Perspektiven und einem wiederentdeckten Lebenssinn.

Neues Wohnen und Arbeiten

Durch die Pandemie erweckte das so erprobte Konzept auch jenseits von Japan großes Interesse.

Lockdowns und Homeoffice in Zeiten von Wohnungsnot in einigen Metropolen machten deutlich, wie wichtig die Grundzüge der Alberghi Diffusi für die Zukunft des Wohnens und des Arbeitens werden könnten. Denn sie lassen sich fast überall übertragen.

Die Wohnung, so die Idee, wäre in einer immer virtueller werdenden Welt auch aufgrund immer kleiner werdender Wohnflächen für den Einzelnen nicht mehr ein alles einschließendes Gesamtuniversum, sondern könnte ebenfalls über ein ganzes Viertel oder eine ganze Stadt „verteilt sein“. Dies würde auch das Problem der Bezahlbarkeit von Wohnraum erheblich reduzieren. Das Apartment könnte wie in den touristischen Konzepten das Hotelzimmer als Schlafraum fungieren, in Fußweite für unterschiedliche berufliche Bedürfnisse eingerichtete Co-Working-Spaces als Arbeitsraum, Koch-WGs oder Cafeterias als (Gemeinschafts-)Küche und soziale Treffpunkte in unmittelbarer Nähe, Lagerräume wiederum als Schrank und Keller.

In den Vereinigten Staaten und in Spanien wurden bereits entsprechende Projekte gestartet, die nicht nur bei den unter 40-jährigen gern angenommen wurden.

Sie zeigen auch auf, wie dies bereits in Japan gelungen ist, dass generationsübergreifendes Zusammenleben, betreutes Wohnen für Senioren und integratives Arbeiten für Behinderte oder Menschen mit seelischen Problemen auf diese Weise sowohl logistisch einfacher als auch kostengünstiger verwirklicht werden können. Zudem könnten gerade in den Großstädten durch den zusätzlichen (Wieder)Aufbau von kleinen Geschäften und Dienstleistungen des täglichen Bedarfs neue Arbeitsplätze und Teilzeitjobs geschaffen werden, die den digitalisierungsbedingten Wegfall vieler Berufe mühelos auffangen würden. Aus einer Großstadt würde so eine Vielzahl von kleineren örtlichen, sich zu einem Großteil selbst genügenden Gemeinschaften nach dem Vorbild autarker Dörfer werden. Die städtische Infrastruktur müsste lediglich die Grundversorgung mit Energie und die Verbindung zu anderen Stadtteilen über Öffentliche Verkehrsmittel gewährleisten. Das so freigesetzte Budget könnte dann den einzelnen so gebildeten und sich fast selbst tragenden „Communities“ unterstützend für größere Vorhaben zur Verfügung gestellt werden. Langfristig ist auch der Versuch geplant, dort, wo dies möglich ist, klimaneutrale Heizungsenergie innerhalb der Gemeinschaften selbst zu produzieren und zu verwalten.

Was also als touristisches Experiment in Italien begann, in Japan eine neue und faszinierend vielseitige und innovative Umsetzung fand, kommt durch die Krisen unserer Zeit beflügelt nach Europa zurück und erfährt auch auf dem amerikanischen Kontinent eine eigene und kulturell persönliche Interpretation. Für uns alle könnte diese Übersetzung des ursprünglichen Gedankens und Konzepts eine menschlich und wirtschaftlich lebenswertere Zukunft bedeuten. Damit schafft die Reise einer einzigen Idee, durch unterschiedliche Länder und verschiedene Kulturen übermittelt und bereichert, neue Perspektiven, die unsere Lifestyles nachhaltig verändern und prägen könnten.

Die Stadt wird grün

Landestypische Umsetzungen eines weltweiten Trends

Städte sollen auch in Zeiten des Klimawandels lebenswert bleiben. Originelle Ideen aus unterschiedlichen Kulturkreisen kommen hier zusammen.

International besteht darüber Einigkeit: Unsere Städte müssen und sollen grüner werden. Artenschutz, Klima und Lebensqualität hängen davon ab, dass es uns gelingt, Pflanzen und Insekten in unseren kleinen und großen Metropolen wieder anzusiedeln. Guerilla Gardening, Urban Gardening, Urban Landscaping, Vertical Gardening – die Konzepte hierfür tragen nicht nur vielfältige Namen, sie werden auch von Land zu Land unterschiedlich wahrgenommen und verwirklicht.

Singapur – zwischen Notwendigkeit und Vorschriften

Wenig Platz und tropisches Klima

Im flächenbezogen kleinsten Staat Südostasiens ist paradoxerweise alles groß: die Bevölkerungsdichte, die Gebäude, die Hitze, die Luftfeuchtigkeit. Raum allein ist Mangelware, was nicht nur zu vergleichsweise märchenhaften Immobilien- und Mietpreisen führt.

Was knapp ist, will gut verwaltet werden, und so verwundert es kaum, dass Stadt- und Raumplanung in Singapur eine politisch und technisch zentrale Rolle spielt und Gegenstand vieler permanenter Überlegungen und strenger Regelungen ist. Singapurs Erfolg und Wachstum geben zu Stolz, aber auch zu Besorgnis Anlass – und der Klimawandel mit noch größerer Hitze und der dramatischen Verstärkung der tropischen Regenfälle ist ein Teil davon.

Eine systematische Parklandschaft

Es ist nicht so, dass es Singapur an grünen Oasen mangeln würde. In fast jedem Viertel sind Grünflächen im Straßenbild überall zu sehen,

Häuserblocks sind von Bäumen umgeben, Wolkenkratzer scheinen regelrecht aus dem Dschungel herauszuragen.

Trotz einer Fläche von weniger als 730 km² finden sich hier, über unglaubliche 3320 Hektar, 16 aufwendig gestaltete Parks. Diese mögen seinerzeit als Touristenattraktion und zu repräsentativen Zwecken angelegt worden sein, tatsächlich sind sie heute aber durchaus ein Reservat für Flora und Fauna und übernehmen als solche eine sorgfältig überdachte und streng gesteuerte konservatorische Rolle. Schmetterlinge, Mangroven und Feuchtgebietspflanzen, Orchideen und Insekten sind hier zu bewundern – viele von ihnen sind aus anderen tropischen Regionen aufgrund von Umweltschäden bereits verschwunden.

Höher, weiter, durchdachter

Doch Singapur wäre nicht Singapur, wenn es nicht versuchen würde, die Dinge noch ein wenig besser zu machen. Zudem hat Singapur allem wirtschaftlichem und finanziellem Erfolg zum Trotz Sorgen: Das Leben, das im Insel- und Stadtstaat aufgrund seiner geographischen Lage ohnehin nicht ganz einfach ist, soll in Zeiten des Klimawandels und der Energie- und Ressourcenknappheit möglich und lebenswert bleiben. Wohn- und Arbeitsräume kühl zu halten, ist dabei eine der Hauptherausforderungen.

Greenology – neue Ansätze für neue Zeiten

Lösungen werden im Dialog und interdisziplinär besprochen und erwogen. „Greenology“ heißt das Zauberwort. Stadtplaner, Architekten, Wissenschaftler arbeiten Hand in Hand und mit bemerkenswerter Akribie an einem Projekt, das nicht scheitern darf. Heimische Pflanzen sollen als Fassadenbegrünung unter Aufrechterhaltung des jetzigen Baubestands verwendet werden. Der Gedanke ist, dass sie zum einen mit den klimatischen Bedingungen naturgemäß am besten zurechtkommen und in der Lage sind, Feuchtigkeit sowohl aus dem Mauerwerk zu ziehen, wodurch das Raumklima gefühlt angenehmer werden, als auch aus der Luft zu entnehmen, die trockener ins Gebäude dringt. Als grüner Vorhang kühlen sie bekanntlich Luft und Fassade. Zudem bieten sie den heimischen Insekten und Kleintierarten eine Zuflucht und sind als Filter gegen Smog wirksam.

Vertikale Landschaften

Da in Singapur hochgebaut wurde und wird, ist die Aufgabe auch für Botaniker faszinierend: In den oberen Etagen eines Wolkenkratzers können

tropische Pflanzen notwendig werden, die in der Natur in großer Höhe wachsen, untere Etagengruppen brauchen wiederum eher Pflanzen, die mit wenig Licht auskommen.

Dieses Projekt wird mit besonderer Intensität vorangetrieben und könnte sich als Musterbeispiel für andere Länder und Weltregionen erweisen. Gleichzeitig werden Urban Gardening-Projekte der besonderen Art gefördert: Die Bürger werden ermutigt und angeleitet, ihre Balkons, so klein sie zuweilen auch sein mögen, in ein kleines Gemüse- oder Kräuter-Gärtlein zu verwandeln – viele sehen darin einen Meilenstein und einen Paradigmenwechsel in der Geschichte des auf Ordnung und Gleichförmigkeit bedachten Singapurs.

Japan – zwischen Planung und Liebe

Eine bedingungslose Liebe

Natur spielt in der japanischen Philosophie und im Alltag seit jeher eine zentrale Rolle, und es wäre nicht übertrieben zu sagen, dass sie die große Liebe der Japaner ist. Das Leben im Rhythmus der Jahreszeiten, die emotionale Verbindung zur Kirschblüte, die Verehrung von Wäldern, Moos, Bergen und Seen, denen spirituelle Eigenschaften zugesprochen werden, spiegeln eine lang tradierte und besondere Beziehung wider, die weltweit ohnegleichen scheint.

Landwirtschaft – mitten in der Großstadt

Tatsächlich könnte man meinen, dass es überflüssig ist, in Japan über Stadtbegrünung nachzudenken.

Wer von jedem beliebigen Punkt vom Zentrum einer Großstadt wie Tokyo, Kyoto, Osaka oder Nagoya in den Zug steigt und nur wenige Kilometer fährt, entdeckt mitten im Stadtgebiet, zwischen Hochhäusern, Busbahnhöfen und Parkplätzen, der S-Bahnlinie entlang oder am Rande einer modernen Siedlung aus Einfamilienhäusern unzählige landwirtschaftlich bestellte Flächen – einige sind kaum größer als der Garten eines Selbstversorgers, andere können in langen Reihen das Ausmaß eines industriellen Betriebs erreichen.

Nicht immer ist transparent, wer genau diese Beete und Felder bewirtschaftet, die mit Kohlsorten, Rettich, Rüben und Salat oder sogar

Obstbäumen bepflanzt sind. Die Antwort kann vielfältig und überraschend sein. Professionelle Landwirte und Hobbygärtner arbeiten hier nämlich Zaun an Zaun. Was den westlichen Besucher ins Staunen versetzt, ist in Japan Normalität.

Gerade diese Farmer sind es, die die Märkte, Supermärkte und kleinen Lebensmittelgeschäfte der täglichen Versorgung in den Metropolen beliefern – immer häufiger bieten gerade sie Bioprodukte aus ökologischem Anbau, ohne Dünger und Pestizide und ohne Einsatz von Maschinen, und füllen so die Marktlücke, die konventionelle landwirtschaftliche Betriebe aufgrund der Dimensionen der japanischen Bevölkerung im urbanen Umfeld nicht schließen können.

Lehrreich und gesund

Die Großstädte und ihre Farmer sind es auch, die in der Pandemie neue Wege der Freizeitgestaltung eröffnet und somit zur Entstehung eines neuen Bewusstseins für die Bedeutung von Stadtbegrünung beigetragen haben, die nun landesweit auf kleinere Städte übertragen werden. Den während der Lockdowns in ihren viel zu kleinen Wohnungen eingesperrten und nach Freiheit, Beschäftigung und Ablenkung dürstenden Großstädtern boten viele Gemüsegegnereien und Bauernhöfe an, auf ihrem Grund kleine Beete oder Parzellen zu mieten und dort unter fachkundiger Anleitung ihr eigenes Gemüse anzupflanzen und mit Stolz den echten Geschmack der Natur mit nach Hause zu nehmen. Diese Möglichkeit, einfach mal „herauszukommen“ und oft nur eine Bahnhaltestelle oder keine 20 Minuten Autofahrt von der eigenen Wohnung entfernt frische Luft zu tanken, etwas Sinnvolles zu tun und dabei Gesundes zu produzieren, nahm die Bevölkerung Tokyos gerne an.

Das öffentliche Blumenbeet als sozialer Treffpunkt

Trotz alledem gibt es auch in Japan neuere Initiativen, um Viertel und Städte grüner, lebenswerter und ökologischer zu machen.

Die japanische Weltanschauung weist dazu wertvolle Wege.

Landschaftsarchitekten verabschieden sich immer mehr von einer theoretischen Landschafts- und Gartenplanung, Bäume und Grünflächen werden nicht mehr nur nach ästhetischen Gesichtspunkten oder als grüne Lunge ausgesucht: Nutzpflanzen und Obstbäume werden als Elemente des Alltags in die Stadtgestaltung integriert. Sie dienen als Lehrbuch der Natur für Klein und Groß, aber auch als sozialer Treffpunkt und Mittler zwischen den Generationen.

Schließlich ist noch zu erwähnen, dass Stadtbegrünung in Japan auch heißen kann, dass das Innere eines Gebäudes als landwirtschaftliche Fläche genutzt wird – ob zum Reis- oder Obstanbau im Büro.

Deutschland – zwischen Garten und Gesetz

Das Land der Industrie ... und der ersten ökologischen Bewegung

Im Ausland hat Deutschland zuweilen ein widersprüchliches Image: Es ist das Land der Automobil- und Großindustrie, aber auch das Land, das, so von vielen Ländern aus betrachtet, mit „Den Grünen“ Ökologie als politisches Thema überhaupt erfunden und von einer Randerscheinung zu einer europaweiten Kraft begründet hat. Eintracht herrscht wiederum darüber, dass es auch das Land der Bürokratie, der Formulare, Anträge und Vorschriften sei.

Darf Natur wild sein?

Was wie Stereotype aus grauer Vorzeit klingen mag, ist zugegebenermaßen vielleicht nicht ganz von der Hand zu weisen – und ein gegenteiliges Bild zu vermitteln, fällt nicht immer leicht: Erzählt man in Italien, Spanien oder Portugal, dass Ordnungsamt-Mitarbeiter auf der Suche nach Verstößen gegen sogenannte Grundstücksgrenzbepflanzungsverordnungen regelmäßig durch die Straßen patrouillieren oder dass Gras als Verkehrsgefährdung aufgefasst werden kann, staunt der Gesprächspartner oft nur ungläubig. Noch zu deutlich sind in der Erinnerung die Zeiten, in denen das Wort „Waldsterben“, das in vielen Sprachen keine Entsprechung fand, von Deutschland aus in die Welt ging und den schützenswerten Charakter der Natur zum ersten Mal in dieser Deutlichkeit hervorhob. Es klingt unglaublich, dass in der Heimat des ökologischen Denkens überhängende Rosen eine feste lichte Höhe und Hecken eine vorgeschriebene Tiefe haben müssen, und dass sogar einige Grundstückbesitzer angesichts solcher neben einem stressigen Arbeitsalltag kaum zu erfüllenden Vorgaben beschließen, ihren Vorgarten mit nutzlosen, hässlichen und tierfeindlichen Steinflächen zu füllen. Und doch ...

Eine typisch deutsche Erscheinung

Ebenso überraschend mutet jenseits der deutschen Grenzen das Phänomen des Schrebergartens an. Auch hier wird der Begriff in anderen Sprachen meistens umschrieben und nicht übersetzt, entzieht er sich schlicht der Vorstellung. Wie ist zu erklären, dass aus Freude am Gärtnern in den Städten die Möglichkeit angeboten wird, kleine Grundstücke zu mieten und zu bestellen, dies aber in einem streng überwachten Verhältnis von Zier- und Nutzpflanzen zu geschehen hat und die Freiheit der Natur in ein enges Korsett gezwängt wird?

Gewaltlose junge Rebellion

Gerade aus solchen Widersprüchen erwuchs in den 1990er Jahren eine Bewegung, die sich rebellisch gab. Unter dem Namen „Guerilla Gardening“ bemächtigten sich insbesondere junge Menschen widerrechtlich öffentlicher freiliegender Flächen, etwa unter Bäumen oder auf den Trennstreifen breiterer Fahrbahnen, und bepflanzten sie – heimlich und oft im Schutze der Nacht – mit Wiesenblumen oder Zierpflanzen. Was eindeutig gegen das Gesetz verstieß, wurde von der Breite der Bevölkerung allerdings mehrheitlich freundlich und positiv aufgenommen, zauberten die zarten Pflänzchen an den unerwartetsten Stellen doch ein Lächeln auf das Gesicht eines jeden Passanten.

Bald entstand daraus ein Geschäft: Unternehmen verkauften von nun an „Seedballs“ oder „Seedbombs“, kleine mit Pflanzensamen gefüllte Kugeln aus Erde und Ton, die nur noch geworfen werden mussten, keine besonderen gärtnerischen Kenntnisse erforderten und somit von jedem, der mitmachen wollte, verwendet werden konnten. Tatsächlich stammt diese Art der Bepflanzung aus der japanischen Landwirtschaft und war auch bei den amerikanischen Ureinwohnern bekannt, bevor Kolumbus auch nur einen Fuß in die „Neue Welt“ setzte.

Pragmatisches Denken

Schnell stellte sich heraus, wie sinnvoll diese zusätzliche Bepflanzung der Stadt angesichts von Klimawandel und Dürreperioden sein kann. Anstatt der Bewegung ein Ende zu bereiten, unterstützten die Städte insbesondere ab den 2010er Jahren den Weg der freiwilligen Begrünung: Ladenbesitzer etwa wurden dazu ermutigt, die kleinen öffentlichen Beete vor ihrem Geschäft selbst zu begrünen und zu pflegen. Immer häufiger werden diese

zu ihrem Schutz sogar mit einer dünnen Kordel eingezäunt, Passanten werden durch lustige Schilder aufgefordert, die Pflanzen nicht zu zertreten. Die Stadtbäume müssen auch in heißen Sommern nicht mehr so oft aus der öffentlichen Hand gegossen werden, das Grün soll auch zur Kühlung der Luft beitragen, ganze Viertel wirken einladender, und viele Teilnehmer achten mittlerweile darauf, bienenfreundliche Pflanzen zu wählen – ein Gewinn für alle.

Gutes Gewissen und Gesundheit ganz nah

Urban Gardening nimmt aber auch andere Formen an: Seit der Pandemie etwa wachsen verstärkt auf manchen Balkons Paprika-Pflanzen, Johannisbeeren, Tomaten oder Apfelstämmchen. Gärtnereien bieten Blumenkastenbesitzern bienenfreundliche Samenmischungen an, die nicht nur optisch Freude schenken, sondern einen mit dem guten Gefühl belohnen, selbst im begrenzten Rahmen der Möglichkeiten einer Mietwohnung etwas Sinnvolles für die Natur getan zu haben und seinen kleinen Beitrag zu leisten.

Frankreich – zwischen Paris und Provinz

Grün, soweit das Auge reicht

In einem Land mit weiten landwirtschaftlichen Flächen und einer eher überschaubaren Zahl an großen Ballungsräumen scheint die Frage der Begrünung eine lösbare Aufgabe zu sein. Doch ganz so einfach ist es nicht. Frankreich ist zwar für seine graphischen Ziergärten mit den typischen Buchsbaumstrukturen berühmt und darauf stolz, ist aber auch emotional sehr mit dieser Tradition verbunden. Versuche, Großstädte auf andere Weise lebenswert und ökologischer zu gestalten, scheitern mitunter am Widerstand der Bevölkerung und können ungeahnte Konsequenzen im sozialen und politischen Gefüge haben.

Stadt, Land ... kein Fluss?

In der allgemeinen Vorstellung gehört das Grün entweder aufs Land, oder in ordentlich gepflegte und eingezäunte Parks, oder dient als repräsentative Barockzierde vor dem Eingang von Schlössern und Luxus-Hotels. Wer Sehnsucht nach der Natur verspürt, fährt gelegentlich zu weit ab der Metropolen lebenden Verwandten oder zieht sich regelmäßig in die

„maison de campagne“ zurück, das beliebte Wochenendhäuschen, das dank flexibler Jahresmietoptionen und eines Angebots, das von der kleinsten Holzhütte bis zur Luxusvilla reicht, vielerorts nicht nur Wohlhabenderen, sondern beinahe jedem „Normalbürger“ selbst mit kleinem Einkommen ermöglicht wird.

Politik zwischen Zugzwang und Bürger

Die Politik allerdings konnte sich den Zeichen und den vom Klimawandel bedingten Handlungserfordernissen nicht langfristig verschließen und trachtet danach, Großstadtstrukturen und -gewohnheiten zu verändern. Die Maßnahmen sind eher zaghaft und beginnen bewusst mit vorsichtigen kleinen Schritten, die zu einem Wandel auch in den Köpfen führen sollten. Vielen allerdings gehen selbst diese ersten Anregungen bereits zu weit.

Die Hauptstadt wehrt sich

In Paris etwa hatte die Bürgermeisterin Anne Hidalgo aufgefordert, die Metallgitter unter den städtischen Bäumen konsequent durch blühende Wiesenpflanzen zu ersetzen. Ebenso sollten wild wachsende Blumen und Gräser wie Mohn, Weidenröschen, Löwenzahn, Disteln und andere vermeintliche „Unkräuter“, die sich hier und da zwischen Bürgersteig und Hauswand, an Bushaltestellen oder am Rande einer Brückenmauer niederlassen, nicht mehr systematisch herausgerissen werden. An einigen Stellen der Stadt wurde das Pflaster aufgerissen, um kleine Beete anzulegen, neue Bäume wurden dort wieder gepflanzt, wo sie im 19. Jahrhundert gestanden hatten.

All dies führte zu einer in den Sozialen Netzwerken mit erstaunlicher Feindseligkeit geführten Gegenkampagne. Als gezielte Verwahrlosung der Stadt wurden diese an sich harmlosen Schritte aufgefasst, als Angriff auf die Kultur Paris', der sogar Touristen abschrecken könne und dem Ruf ganz Frankreichs als Reiseziel schaden würde. Wer es wagte, auszusprechen, dass diese Ideen nicht unbedingt alle schlecht seien, sah sich Hasstiraden ausgesetzt, die zusammenfassend zum Inhalt hatten: Wer Gras und Unkraut sehen und damit „im Dreck leben“ wolle, solle gefälligst aufs Land zu den Waldschraten ziehen und die sauberen Bürger der Stadt in Ruhe lassen – die neuen Bäumen seien ein Parkhindernis, weil sie ein zügiges Aussteigen verhinderten, und somit ein einziges Ärgernis.

Anne Hidalgo kostete es schließlich die politische Karriere: Ihre einst guten Aussichten, eines Tages Frankreichs erste Staatspräsidentin zu werden, zerfielen wie durch Zauberhand zu Staub. Ihr wird vorgeworfen, dass ihr

Beharren auf einer ökologischeren Stadtpolitik auch nach ersten Rückschlägen zum endgültigen landesweiten Absturz ihrer Partei erheblich beigetragen habe.

Auch wenn Paris in Frankreich ohnehin eine Sonderstellung innehat, die für die französische Mentalität bekanntlich alles andere als typisch ist, wollten einige Bürgermeister anderer Metropolen kein Risiko eingehen und lernten schnell daraus: In Bordeaux wurden in den Randvierteln der Stadt bestehende Parks durch große Wohntürme ersetzt.

In der Provinz: eine andere Welt

Stadtbegrünung wird somit in Frankreich zu einem größeren Politikum – und verstärkt die ohnehin berühmte Kluft zwischen Großstädten und Provinz, in der ob dieser Auswüchse nur verständnislos kopfschüttelnd reagiert wird.

Die kleine Stadt Antibes an der französischen Mittelmeerküste etwa geht unkompliziert einen bewusst ökologischen Weg. Der bekannteste Stadtpark im Gemeindeteil Juan-les-Pins, der den malerischen Namen „Pinienhain“ trägt, wurde mit Unterstützung und zur Freude der Bürger renaturiert: Reine Zierpflanzen wie Fleißige Lieschen, Blumenrohr und Strelitzien, die zwar hübsch anzuschauen sind, aber keinen umwelt- und insektenbezogenen Mehrwert bieten, wurden durch alte und oft vergessene Sträucherarten, einst heimische Kräuter und Lavendel ersetzt. Hierfür wurde der Boden komplett ausgetauscht und die ursprüngliche regionale Bodenzusammensetzung wiederhergestellt. Die Stadt wird so ein wenig authentischer, insektenfreundlicher und ist mit einer Begrünung, die der Region seit jeher entsprach, für den künftigen Wechsel von Dürreperioden und sintflutartigen Regenfällen besser gerüstet. Die Beete werden auch ab und zu als Lerngärten für Grundschulkindern genutzt.

Die Spielarten der Stadtbegrünung scheinen endlos variierbar zu sein. Anders als in Asien, wo sich Stadtplanung entweder als eine Vernunftentscheidung aus der Dringlichkeit des Überlebens heraus oder als Herzensangelegenheit und logische Fortführung jahrhundertealter Traditionen und Denkweisen darstellt, gestaltet sie sich in Europa vorerst als vorsichtiger Kompromiss, der nicht frei von Skepsis ist. Andernorts, von

allem in den USA, wo die Begrünung einer alten Bahntrasse aus den 1930er Jahren zum Startschuss einer neuen Bewusstwerdung und unzähliger vielfältiger Projekte wurde, und wo die vielen neugestalteten Rooftops von unerschöpflicher Kreativität erzählen, wird sie eher spielerisch umgesetzt und zeugt von der jugendhaften Mentalität einer Welt, die sich grundsätzlich gern Neuem öffnet. So oder so: Unsere grünen Städte werden in ihren unterschiedlichen, kulturtypischen Übersetzungen Lifestyles begründen ... und ablösen.

Cottage Garden

Typisch britisch

Der romantische Garten findet weltweit die unterschiedlichsten Interpretationen. Eine der beliebtesten stammt von den britischen Cottages.

Die Liebe der Briten zu ihren Parks und Gärten ist legendär, und der sogenannte „Englische Garten“ ist derart ein fester Begriff, dass er von München bis New York Nachahmer findet. Doch sind die weitläufigen und zweifelsohne eindrucksvollen Anlagen mit vielfältigem Baumbestand nur ein winziger Aspekt der britischen Gartenkunst, und wenn sie auch als städtisches Erholungsgebiet und „Grüne Lunge“ in vielen Metropolen einen wichtigen Platz innehaben, so sind sie nicht notwendigerweise die schönsten und reizvollsten. Der Cottage Garden zum Beispiel verzaubert den Beobachter auf subtilere und interessantere Weise.

Charmant, verwunschen und märchenhaft

Es ist nicht einmal nötig, einen Cottage Garden zu betreten, um seiner Magie zu verfallen. Schon aus einer relativen Ferne, bereits sogar in den Fotografien eines Bildbands ist das Besondere, das ihn umgibt, spürbar. Die Atmosphäre, die von diesem Fleckchen Erde oft sehr überschaubarer Größe ausgeht, ist einzigartig und unverwechselbar. Er gibt sich schlicht und elegant, fragil und beständig, überschwänglich und still, üppig und bescheiden, selbstverständlich und selbstbewusst zugleich.

Gerade aus diesem Gleichgewicht zwischen scheinbaren Gegensätzen entsteht eine Idylle, die ihre Wirkung niemals verfehlt und im Laufe der Jahrhunderte nichts von ihrer Faszination eingebüßt hat.

Das Geheimnis des Cottage Gardens

Struktur und Anlage

Strenge Beete und Abgrenzungen wie in französischen oder Klostergärten, einen Rasen mit messerscharf gezogener Kante wie im deutschsprachigen

Raum sucht man im Cottage Garden vergeblich. Strukturen sind zwar ein zentrales Prinzip eines solchen Gartens, aber sie werden anders geschaffen: nicht durch perfekte Linien und akkurat frei gelassene Flächen, sondern durch den gezielten Einsatz von Töpfen oder Skulpturen, Zäunen oder praktisch genutzten Gegenständen wie alten Tischchen und kleinen Sitzmöbeln, aber vor allem durch die Staffelung von Gewächsen unterschiedlicher Höhe.

Farbharmonien

Die Farbpalette des Cottage Gardens ist zart und vornehm, romantisch und dezent. Weiß, zahlreiche Nuancen von Rosa und Blau bis hin zu Lavendel- und Lilatönen, sowie abwechslungsreiche Grün-Schattierungen, die sich von Silbrig-Grau bis zu einem dunklen Smaragd erstrecken können, verleihen dem Garten seine unverkennbare Ausstrahlung, deren Wesen sich dem Verstand und dem Wort entzieht. Kräftiges Rot oder leuchtendes Gelb, die den Bauerngarten auszeichnen, wären hier eher fehl am Platz – einzige Ausnahme dürfen lediglich im Sommer hie und da die kurzlebigen Mohnblüten bilden.

Pflanzenwahl

Einheimische und mehrjährige Pflanzen sind ein Muss, und so ist der Cottage Garden ein stets nachhaltiger und insektenfreundlicher Kosmos. Rosen – vorzugsweise, wenn der Platz es zulässt, Rambler-Rosen und alte Sorten, zuweilen auch in Verbindung mit Flieder, Sommerflieder, Blauregen und Clematis – und hohe Stauden wie Jakobsleiter, Rittersporn, Stauden-Pfingstrosen oder Stockrosen sind die Pfeiler des Gartens, um die sich Phloxen, Lavendel, Mond- und Nachtviolen, Schleierkraut, Salbei, Glocken- und Flockenblumen, Gras- und Lichtnelken, Löwenmäulchen, Wicken, Katzenminze, Vergissmeinnicht, Zinnien, Dahlien, Lupinen, Akeleien und Astern in Tuffen und Horsten scharen.

Ergänzend kommen einjährige Pflanzen wie Kornblumen, Kapuzinerkresse, Kräuter und Schmuckkörbchen sowie Hornveilchen hinzu.

Eine Schönheit, die niemals endet

Die Bepflanzung des Cottage Gardens ist so gewählt, dass die Blüte sich von den ersten Tulpen im Frühjahr bis zu den letzten Herbstanemonen erstreckt und sich stets der Eindruck einer endlosen Fülle ergibt. Aber auch danach wird der Garten niemals langweilig, kahl oder leer: Hagebutten, Samenkapseln etwa der Schwertlilien oder Mondviolen, die trockenen

Zweige der verblühten Jakobsleiter werden nicht im späten Herbst abgeschnitten, sondern verbleiben als dekorative Erinnerung und Naturschutz an Ort und Stelle, bis neues Grün ersprießt. Das Spiel des Raureifs an ihren Rändern, die nassen Spinnweben zwischen ihnen, die braune Palette von Laub und Stängeln verleihen ihnen neues Leben – und so bleibt der Garten durch den ganzen Winter hindurch spannend, ästhetisch und ökologisch wertvoll.

Ein Dialog zwischen Pflanzen und Gärtner

Ein Cottage Garden ist ein gelebtes Zeugnis von Liebe und Kommunikation und Ausdruck eines harmonischen Verhältnisses zwischen Natur und Mensch. Was wild anmutet, ist das Ergebnis einer sorgfältigen und respektvollen Planung. Die Arbeit teilen sich Pflanzen und Gärtner, und beide einigen sich auf einen beständigen und immer wieder aufs Neue verhandelten Kompromiss: Die Natur darf sich entfalten, sie wird aber behutsam gelenkt und unterstützt. Von diesem Aspekt aus betrachtet ist ein Cottage Garden gerade für Übersetzer das perfekte Umfeld – besteht ihre Arbeit doch darin, so viel vom Ausgangstext zu erhalten wie möglich, und so weit anpassend einzugreifen wie nötig. Dies macht den Cottage Garden sowohl pflegeleicht als auch im Sinne des Umweltschutzes unerreicht zeitgemäß.

Auch wenn nicht alle Stauden, die in England zu Hause sind, in anderen Ländern das passende Klima und die geeigneten Böden finden, lassen sich die Prinzipien des Cottage Gardens fast überall auf der Welt übertragen und vermitteln in den jeweiligen Regionen die unvergleichliche Liebe der Briten zur Natur und zu allen Facetten ihrer Schönheit. Gärtnereien bieten mittlerweile immer häufiger entsprechende Staudenmischungen an, die ein Stück vom Märchenzauber bis in das kleinste Vorgärtchen bringen können. Der Cottage Garden ist sozusagen also ein perfektes Beispiel für die gelungene Übersetzung einer landestypischen Einstellung in andere Formen- und Blumensprachen.

Wussten Sie ...

... dass ein englisches Sprichwort lautet: „Wissen und Stauden vermehrt man, indem man sie teilt“?

... dass der Cottage Garden ursprünglich ein Gemüse- und Kräutergarten war, der zur Selbstversorgung diente, und erst Künstler und Wohlstandsbürger, die sich nach ländlicher Idylle sehnten, ihn in einen Ziergarten verwandelten?

... dass Touristen aus aller Welt jedes Jahr nach England reisen, um Cottage Gardens zu bewundern, und Gartenreisen einen erheblichen Anteil der britischen Tourismus-Industrie darstellen?

... dass in einem echten Cottage Garden bis auf im Winter die bloße Erde niemals zu sehen ist?

Missverständnis Minimalismus – zwischen Schimpfwort und Hype

Lange Zeit wurde der Begriff „Minimalismus“ eher spöttisch verwendet, kennzeichnete er doch euphemistisch und durchaus herablassend das, was als zweckmäßig, kahl, trist, ungemütlich, unpersönlich, nüchtern oder ideenlos galt. Die Minimal Art der 60er Jahre konnte kaum als positives Gegenargument erhalten. Klimakrise, Digitalisierung und Reizüberflutung führten allerdings nach und nach dazu, im Leeren von Zeitplänen, Räumen und Gedanken wieder etwas Erstrebenswertes zu sehen. Blogs unterschiedlichster Qualität und Bücher zu diesem Thema schossen in den letzten Jahren wie Pilze aus dem Boden. „Weniger ist mehr“ war auf einmal ein zuweilen leidenschaftlich verfochtenes Glaubensbekenntnis, das sich gern philosophisch überlegen wähnte und sich nicht scheute, selbstgerechte Überzeugungsarbeit leisten zu wollen. Nicht zuletzt wurde der Trend zu einer erfolgreichen Marktlücke. Bei genauerem Hinsehen jedoch stellt sich heraus, dass der Sinn den Hype nicht überlebt hat und unter dem Sammelwort unterschiedlichste Ansätze wahl- und geistlos durcheinander gewürfelt wurden.

Extrem-Minimalismus: Asiens Sonderweg

Es begann wie so oft mit dem Fernsehen. Die asiatischen Medien bemühten sich bereits vor einigen Jahren, durch extreme Inszenierungen auf ein Phänomen aufmerksam zu machen, das als wirtschaftlich relevant und besorgniserregend hervorgehoben werden sollte. Immer mehr junge Japaner, Chinesen, Koreaner, die sich Reizüberflutung, beruflichen und sozialen Herausforderungen nicht mehr gewachsen fühlen, werfen alles über Bord und führen eine Art städtisches Einsiedler- und Asketendasein. Dieses Phänomen entwickelte sich in der arbeitenden Bevölkerung der 20- und 30-Jährigen ungeachtet ihres Bildungsstands, ihrer Wohnsituation und ihres professionellen Umfelds und hatte nichts mit der japanischen Besonderheit des Hikikomori-Syndroms zu tun, bei dem die Überforderung in Sozial- und Agoraphobie, die Flucht vor beruflichen und sozialen Verpflichtungen und Messie-Verhalten mündet. Diese jungen Männer beschränken ihren Besitz auf eine Tasse, einen Teller, einen Kamm, eine Zahnbürste und ein einziges Kleidungsstück für jede

Jahreszeit – sie bleiben einfach nackt in ihrem Bett, während es gewaschen und getrocknet wird. Ihre privaten Kontakte sind spärlich und begrenzen sich auf oberflächliche Begegnungen außerhalb der eigenen vier Wände.

Brachial und männlich?

Im Westen waren es zunächst ebenfalls vornehmlich Männer, die sich dafür entscheiden, einen ähnlichen Weg zu gehen. Ihr Lebensmodell zementiert in erster Linie eine gezielt aufgebaute soziale Isolation, die Ablehnung von Partnerschaften und eines funktionierenden Soziallebens. Mag ein Leidensdruck durch chronische psychische Probleme, Burn-out oder Depressionen nach einem Schicksalsschlag der ursprüngliche Auslöser dieser Wohnform sein, so wird dennoch als positiv, identitätsstiftend, letztlich willkommen und gewollt empfunden, ja sogar mit Selbstzufriedenheit und einem gewissen Stolz vermittelt.

Die Anhänger dieses Lebensmodells suchen im Gegensatz zu ihren asiatischen Pendanten durchaus den Weg in die Öffentlichkeit gesucht, veröffentlichen Blogs und Bücher als Einkommensquelle oder bieten ihre Dienste als Minimalismus-Berater an.

„Minimalismus“ wird dabei zur stilisierten Armut ... ohne jeden Stil und ohne jede Armut. Tatsächlich ist der Ansatz in den meisten Fällen ausschließlich pragmatisch, bodenständig, mitunter autistisch oder selbstbewusst, aber kaum asketisch-reflektierend. Auch wenn – deutlich seltener als im asiatischen Raum – gesundheitliche Aspekte eine Rolle spielen, sind meditative oder ästhetische Betrachtungen fast nie von Belang. Befreiung, gesuchte Einsamkeit, finanzielle Vorteile, weniger Arbeit, Digital Detox und aktive Ablehnung sozialer Kontakte sind hier maßgebender.

In dieser Hinsicht entspricht dies auf den ersten Blick der Wörterbuch-Definition von Minimalismus: die Beschränkung auf das Nötigste.

Minimalismus als Genügsamkeit

Was „das Nötigste“ ist, bestimmen Herkunft und Bildungsstand. Gerade diese Begriffsbestimmung findet in der westlichen Gesellschaft andere Ausdrucksweisen eher weltanschaulicher Art.

Naturbewusstheit, Klimaschutz und Nachhaltigkeitsgedanken werfen die Frage auf, inwiefern Glück und Besitz in unmittelbarer Verbindung stehen müssen, regen zu moderateren Konsumgewohnheiten an. Minimalismus wird in diesem Kontext nicht als Verzicht und Ablehnung, nicht als Pflichtbuße oder resignierter Ausstieg, sondern individuell als ökonomische

Vernunft wahrgenommen, als Rückkehr zu einer maßvolleren, natürlicheren und menschlicheren Lebensweise und zu echten Werten, gesellschaftlich als Antwort auf Probleme wie Einkommensverteilung und soziale Ungleichheit, auf Umwelt- und Gesundheitsgefährdungen. In neueren Diskussionen um das Bedingungslose Grundeinkommen und um Work-Life-Balance nimmt Minimalismus die Form materieller, überlegter Genügsamkeit an, die nicht aggressiv propagiert wird, sondern sich als Hinterfragung, Anstoß und Modellangebot versteht.

Die Pandemie insbesondere hat zu neuen Denkmustern geführt, die vergessene Nuancen freilegen. Minimalismus bedeutet nunmehr die bewusste und detailliert herausgearbeitete Entscheidung für ein schlichteres Leben und ein eingeschränktes Angebot im Tausch gegen Zufriedenheit und weniger flüchtige Werte. Diese neue Variante verbindet ökologische und nachhaltige Ansätze mit dem Wunsch, ja der Hoffnung nach Lebens- und Produktqualität, nach Authentizität, nach einem genügsamen Glück.

Was hoffnungsvoll stimmen könnte, wird gerade durch die Allgegenwärtigkeit des Begriffs leider zur Gefahr. „Minimalismus“ wird im deutschen Sprachraum neuerdings nur zu gern politisch geentert und droht als Reißbrett für Ge- und Verbote missbraucht zu werden.

Luxus-Minimalismus – die Brücke zwischen Ost und West wird zum Zeitgeist

Was ein gesellschaftliches Porträt in besorgten asiatischen Medien war, verselbständigte sich tatsächlich weltweit schnell und kehrte sich bald um. Dank einer Reihe von Reality-Shows auf einem berühmten TV-Streaming-Dienst und des klugen kaufmännischen Schachzugs einer jungen in den USA lebenden Japanerin, die allen vorführte, wie befreiend es sein kann, sich nicht mit materiellem Besitz zu belasten, wurde „Minimalismus“ im Westen für die sorgfältig ausgesuchte Zielgruppe der gutsituierten Frauen in den mittleren Jahren zur Entgiftungs- und Achtsamkeitsmethode, zur Offenbarung und zum Allheilmittel, zur Erfüllung schlechthin, zum Hype, zur Religion – zu einem Lifestyle, den man sich erstmal leisten können muss.

Gerade in Deutschland kam diese Haus- und Lebensentrümpelungs- und -aufräumtechnik besonders gut an und wurde als Beispiel für eine erstrebenswerte, neue Weisheit rezipiert. Es verwundert wenig, denn die Zeiten konnten dafür nicht günstiger sein. Gedanken um soziales Gewissen,

Nachhaltigkeit, Klimaschutz ließen sich auf dem fruchtbaren Terrain des „Ordnung muss sein“-Prinzips prächtig als Vorwand für Gewissensberuhigung und Selbstüberhöhung nutzen. Speziell entwickelte Ordnungssystem-Produkte werden hierfür zu beeindruckenden Preisen in einem entsprechen Shop angeboten. Schließlich soll das eigene Interieur demonstrativ die neue Einstellung, ja Anschauung widerspiegeln. Um sich von kapitalistischen Werten zu befreien, wird sehr viel Geld ausgegeben. Auch die A-Tiny-Houses, die neue Wohnentwürfe bieten sollten, verkommen nach dem Motto „klein, aber fein“, zu unerschwinglichen Designobjekten, die jede Genügsamkeit verlassen hat.

Zwischen alledem: Purismus & Wabi Sabi

Parallel zu diesen widersprüchlichen Wortdeutungen wird „Minimalismus“ zu einem – denkbar schlecht gewählten – Oberbegriff für die verschiedensten ästhetischen Tendenzen. Alles, was Schlichtheit zelebriert, was die Schönheit des Natürlichen, des Unscheinbaren, Vergänglichen, Ursprünglichen, des freien Raums und der Zurückhaltung zum künstlerischen Wert erhebt, was von dezentem und filigranem Charme zeugt, wird als „minimalistisch“ bezeichnet. Die Unterscheidung zwischen beabsichtigter optischer Wirkung, Reinheit der Sinneswahrnehmung, vornehmer genüsslicher Stille einerseits und desinteressierter Zweckmäßigkeit, völliger Inhaltsleere und Substanzfreiheit oder Kommunikationsunfähigkeit andererseits wird nicht mehr verstanden. So wird zum Beispiel die japanische Philosophie des Wabi Sabi, des demütigen Respekts vor der Natürlichkeit und Vergänglichkeit der vermeintlich unscheinbaren Dinge, zu einem Argument des Laisser-faire, der Faulheit und der Nachlässigkeit. Beide Ansätze werden als Ausdrucksformen des Minimalismus’ betrachtet, was sie nie waren.

Tatsächlich ist das, was die westlichen Kulturen als Minimalismus entdeckt zu haben glauben, kein einheitliches Konzept und stammt aller Klischees und Vorurteile zum Trotz nur bedingt aus der asiatischen Denkwelt. Im täglichen zeitgenössischen Sprachgebrauch vermischen sich Dinge dabei auf tragische Weise. Was so entsteht, ist ein geradezu übelriechendes Potpourri aus heillos durcheinander gewürfelten Begriffen. Ausmisten und Aufräumen als Statussymbol für den wohlhabenden Mittelstand, misanthropische Isolation, sozialpsychologische Probleme, politisch-

orthodoxe bis extremistische Selbstgerechtigkeit und ästhetische Gleichgültigkeit einerseits mit reflektierter und gemäßigter Genügsamkeit, spiritueller Askese und Purismus oder der Sehnsucht und Suche nach alten authentischen Werten andererseits gleichzusetzen, ist mehr als nur undifferenziert und führt zu einer verheerenden Verflechtung von Tendenzen, die einander nicht ähneln, sondern im Gegenteil vollkommen entgegengesetzt sind. Echter Minimalismus ist nicht militant. Er ist eine stille und individuelle Wahl, die als solche weder Etiketten oder Schubladen noch eine gläubig-kämpferische Lobby nötig hat.

Frau Zabels Gemüseboxen - Kolumne

Wer in einer Kleinstadt inmitten einer ländlichen und eher stetig aussterbenden Region aufwächst, hat das Glück eines Erinnerungsrepertoires, vom dem andere nichts auch nur ahnen können. Skurrile Menschen, abwegig erscheinende Biografien, viele alte und gelebte Traditionen und Berufe waren selbstverständlicher Teil meiner Kindheit, und dass ich sie als gegeben und natürlich nahm, ist möglicherweise einer der Gründe für dieses Blog: Ich lernte noch Werte, die heute oft vergessen sind, für mich jedoch lebendig bleiben.

Zu den seltsamen Figuren, die mich schon im Vorschulalter faszinierten, gehörte Frau Zabel*. Während ich damals nicht in Worten hätte ausdrücken können, warum, weiß ich es nun : Es waren die Widersprüche, die sie ausstrahlte, die mir rätselhaft und erkundungswert schienen, es war die unerzählte Geschichte, die ich erspürte.

Frau Zabel war großgewachsen und schlank, aber sie war keine attraktive Frau. Ihre grauen starken Naturlocken waren sehr nachlässig zu einem nicht wirklich gelungenen asymmetrischen und strubbeligen Bob geschnitten, sie trug von Dreck und Schlamm verkrustete Männerschuhe, ihre rissigen Hände und kurzen, ungepflegten Nägel waren immer schwarz vor Erde, und ich habe sie in den vielen Jahren, in denen ich ihr fast täglich begegnete, niemals anders gekleidet gesehen als mit einem alten Hemd, einem unförmigen grauen Wollrock und einer löcherigen lodengrünen Strickjacke mit Lederknöpfen im Winter und einem Kittelkleid im Hochsommer. Sie trug dazu sehr dicke beige und ausgeleierte Kniestrümpfe, bei warmem Wetter Söckchen, die ebenfalls den Eindruck vermittelten, als hätten sie es reichlich satt, seit Jahrzehnten getragen zu werden. An ihrem Gürtel hing eine überdimensionale zerfledderte Lederbörse, wie sie Kellner zuweilen trugen.

Trotz dieser robusten Erscheinung war Frau Zabel ein ausgesprochen schüchterner Mensch. Sie grüßte höflich, schwieg ansonsten, wenn sie nicht konkret angesprochen wurde, und auch dann fielen ihre Antworten, die sie mit erstaunlich leiser Stimme nur zögernd zu geben schien, eher

einsilbig aus. Dennoch wirkte sie niemals unfreundlich oder abweisend, nur scheu und verloren, verunsichert und fremd. Ich spürte regerecht, wie unwohl sie sich unter Menschen fühlte – und sie tat mir, dem kleinen Mädchen, das ihr gerade mal bis zum Knie und später bis zur Hüfte reichte, dafür unendlich leid.

Sie trug einen Ehering, und in unserem Viertel hieß es, sie habe sehr darunter gelitten, keine Kinder bekommen zu haben. Mir fiel es schwer, zu verstehen, dass sie Gefühle dieser Art gehabt haben konnte – schien sie doch immer gleich und neutral gelaunt zu sein. Sie war für mich ein Sinnbild des Gleichmuts, ich konnte sie mir weder lachend noch weinend vorstellen und ich fragte mich oft insgeheim, wie Herr Zabel wohl aussehen mochte.

Jeden zweiten Tag hielt Frau Zabel gegen 11 Uhr in einem grauen und verdreckten Kombi vor der Tür des Tante-Emma-Ladens an, in dem meine Mutter ihre Einkäufe erledigte. Dass sie sich verspätete, kam nur selten vor, und das Ereignis wurde von den erwartungsfrohen Kundinnen dann auch stets sorgenvoll kommentiert.

Wenn sie ausstieg und das winzige Geschäft betrat, in dem durchaus mit einer gewissen Aufregung auf sie gewartet wurde, entspann sich mit der Zuverlässigkeit eines Schweizer Uhrwerks ein fast nonverbaler Dialog, der nur für die anwesenden Eingeweihten nachvollziehbar war. Frau Zabel stand in der offenen Tür mit einem Fuß auf der Schwelle, grüßte errötend in die Runde. Das Kinn der Ladenbesitzerin schob sich leicht und schnell nach vorne und machte auf diese Weise jede konkrete Frage überflüssig. Die Antwort kam ebenfalls zügig und schnörkellos daher:

„2 und eine halbe. Und noch eine halbe“

Je nach der Zahl, die genannt wurde, fielen die Reaktionen enttäuscht oder erfreut aus.

„Ist nicht viel ... Morgen?“

Frau Zabel begleitet ihre Antwort nun mit einem Achselzucken: „Vielleicht ...“

Was für ungeübte Ohren sicher kryptisch geklungen hätte, erschloss sich hier jedem anhand der Jahreszeit. Je nach Monat lieferte Frau Zabel Tomaten, Möhren, Kopfsalat, Prinzessbohnen, Wirsing, Lauch und Kartoffeln, sowie Erdbeeren, Kirschen, Pflaumen und Äpfel. Weil sie und ihr Mann nur über ein Grundstück verfügten, das kaum größer als ein Stadtgarten war, blieb ihr Angebot übersichtlich, und sie bemühte sich, ihre Ware gerecht unter ihren insgesamt sechs Kunden aufzuteilen. Die erste

Zahl bezeichnete die Holzkisten des Hauptgemüses der Saison, die sie je Geschäft abgeben konnte, die zweite die Anzahl der Obstkisten, und die dritte, so es sie gab, bezog sich auf eine kleine zusätzliche Menge, die sich entweder aus einer unerwartet reichen Ernte oder aus einer Absage eines der kleinen Läden auf ihrer Route ergab. Manchmal handelte es sich auch um etwas, das nicht im eigentlichen Sinn zu ihren üblichen Produkten gehörte – etwa Gurken, Rüben oder Radieschen im Frühjahr, Haselnüsse, Esskastanien oder Pilze im Herbst, oder um eine kleine Mischkiste mit verschiedenen Gemüsesorten oder Eiern. Wer zu einem bestimmten Zweck mehr brauchte, konnte es ihr im Voraus und rechtzeitig sagen – andere Kunden mussten sich an jenem Tag mit weniger oder gar nichts zufriedengeben.

Nachdem die entsprechenden Mengen mit einem Nicken akzeptiert worden waren, holte Frau Zabel das Gemüse aus dem Kofferraum und stellte es selbst auf die Metallständer, die darauf warteten, gefüllt zu werden. Im Gegenzug nahm sie die leeren Holzkisten vom Vortag wieder mit. Danach schrieb sie in einen kleinen Notizblock mit Karbonpapier eine Zahl und zeigte sie der Ladenbesitzerin. Dieser Vorgang war eher eine Höflichkeit als eine kaufmännische Verhandlung, und beide wussten das. Anschließend verließ sie höflich nickend das Geschäft und fuhr weiter. Einmal im Monat zückte sie ihre riesige schwarze Geldbörse, in die der Erlös für die Verkäufe der letzten Wochen gegen ordnungsgemäße Quittung wanderte. Hatte die Kundschaft die Ware wegen ihrer Frische und ihres Geschmacks besonders gelobt, wurde der vereinbarte Betrag gern und großzügig aufgerundet. Tatsächlich vermisse ich diese Qualität heute noch und muss oft an sie denken.

Frau Zabel und ihr Mann lebten auf einem winzigen Bauernhof. Frau Zabel lud niemanden zu sich ein, und nur durch einen Zufall bekam ich eines Tages die Gelegenheit, ihn zu sehen. Es war ein niedlicher Ort wie aus einer Kinderbuch-Illustration. Eine holperige, rechts mit hohen Margeriten gesäumte Straße führte zu ihrem Vorhof, in dem ein müder und kuschelwilliger Hirtenhund vor sich hin döste. Auf der linken Wegseite kurz vor dem Haus stritten auf einer großen Wiese ein Dutzend Hennen und ein Hahn um Maiskörner. Hinter dem alten, aber erstaunlich gepflegten Gebäude erstreckte sich ein Garten von etwa 130 m², in dem Gemüsereihen und Obstbäume wild durcheinandergemischt ungestört wachsen konnten und an dessen Ende sich ein kleiner Schweinepfuhl

befand. Keine Felder, keine Traktoren, kein Personal. Nur ein Garten von beschaulicher Größe.

Eines schönen Juni-Tages, eine Woche nach ihrem 68. Geburtstag, verkündete Frau Zabel, dass sie nun in Rente gehe und dies ihre letzte Fahrt sei. Sie hatte die Fahrten in die 30 km entfernte Stadt satt, verkaufte ihr Auto und vermietete von nun an das, was die große Hühnerwiese gewesen war, an ein junges Paar, das dort in einem kleinen Wohnwagen die Wochenenden und Ferien verbringen wollte. Den Garten bewirtschafteten sie und ihr Mann nun nur noch für sich selbst. Sie verkleinerten ihn etwas für ihren Bedarf, richteten den hinteren Teil zu einer neuen Hühnerwiese um und gaben den Rest der Natur zurück. Nunmehr drei Hennen lebten hier mit dem Hahn, und überschüssige Eier, Obst oder Gemüsekonserven wurden als Nebeneinkommen bzw. Rente an ihre Wochenendbesucher verkauft. Wenige Jahre später, als ihnen die körperliche Arbeit zunehmend schwerfiel, übernahm ein Neffe kostenlos, jedoch gegen ein dauerhaftes Bleiberecht für Onkel und Tante den Hof, kaufte ein benachbartes Grundstück hinzu, nahm zur großen Freude der Stammkundschaft die Belieferung der kleinen Tante-Emma-Läden wieder auf und bot seine Ware auf dem Wochenmarkt an.

Aus heutiger Sicht waren Herr und Frau Zabel Selbstversorger. Sie ernährten sich von dem, was sie produzierten, verkauften den Überschuss und bezahlten damit Strom, Gas, Wasser und was für ihr Auto nötig war. Nur gab es dafür damals keine hippe Bezeichnung, die Aussteigerträume befeuert hätte, keine Überlegung um einen „alternativen Lebensentwurf“ – lediglich ein Leben voller Selbstverständlichkeit, das nicht mit pseudointellektuellen Begriffen wie „naturverbunden“ oder „naturnah“ interessant und erstrebenswert geredet werden musste, ein Dasein, wie die Natur es tatsächlich vorsah: unaufgeregt, frei, echt. Obwohl ich eine ungemein reinliche und überaus kritische kleine Person war, störte es mich seltsamerweise nie, dass Frau Zabel eher wie eine Obdachlose aussah. Wenn sie das kleine Geschäft betrat, fühlte ich mich auf einmal und unerklärlicherweise geborgen, entspannt und fröhlich. Etwas an ihr fand ich anziehend, und ich mochte sie einfach. Heute glaube ich zu wissen, wieso: Es war nicht nur die versteckte Freundlichkeit, die ab und zu in ihren glänzenden blauen Augen hervorblitzte und die ich ahnte und verstand. Frau Zabel ruhte in sich selbst. Sie war schüchtern, aber auf

ihre Art auch selbstbewusst, sie führte ein selbstbestimmtes und authentisches Leben und war im Einklang mit sich selbst.

In der mittlerweile vollständig verwaisten Region, die die in meinen kindlichen Augen rätselhafte Frau Zabel bis zu ihrem Tod in ihrem 93. Lebensjahr nie verließ, siedeln sich heute erneut Menschen an, die von dort stammen und sich für diese Art von Leben entscheiden, weil sie sie noch, wie ich, aus ihren Kindheitserinnerungen kennen und sie gerade deshalb in unserer von beruflichen und gesundheitlichen Unsicherheiten geprägten Zeit als maß- und sinnvollen, ja tröstlichen Ausweg sehen. Erfreulicherweise scheinen sie es ernst zu meinen. Es wäre schön, wenn aus diesen Vorhaben über den Hype hinaus tatsächlich eine reife und zukunftssträchtige Entscheidung erwachsen könnte – eine Entscheidung, wie Frau Zabel sie vielleicht nie bewusst getroffen hat, die sie aber sicher begrüßen würde, und die ihr Andenken ehren würde.

*Obwohl Frau Zabel schon lange verstorben ist und keine Nachkommen hinterließ, wurde der Name geändert.

Saisonales Essen

Wie ein alter Lifestyle wieder modern wird

Ein verantwortungsvoller Umgang mit Lebensmitteln und Umwelt ist ein Trend unserer Zeit. Mancherorts aber hat er eine lange Tradition.

Blaubeeren aus Peru im November, Tomaten aus Marokko zu Weihnachten, Melonen aus Chile im Januar ... In unseren Supermärkten ist die Fülle dessen, was unser Planet an Lebensmitteln zu bieten hat, permanent verfügbar. Großproduktion und die Schnelligkeit der internationalen Handelswege führen dazu, dass Obst und Gemüse unabhängig von Jahreszeiten und Wohnort und oft sogar zu einem überschaubaren Preis für alle zu kaufen sind. Vorbei sind die Zeiten, als der Erwerb von Himbeeren im Dezember nur in Kleinstmengen in erlesenen Delikatessengeschäften oder beim „Kolonialwarenhändler“ möglich und ein unerschwinglicher Luxus war. Die Sonne, der Duft und der Geschmack der ganzen Welt werden uns täglich und ganz ohne unser Zutun zu Füßen gelegt. Wir müssen nicht überlegen, ob wir für ein bestimmtes Rezept diese oder jene Zutat bekommen können – wir brauchen sie nur auf das Kassenband zu legen.

Nicht immer nur Bananen ...

Die Bequemlichkeit unserer Supermarktkultur hat nicht nur dazu geführt, dass Kindern heute oft nicht mehr bewusst ist, wann welche Pflanzen wie Früchte tragen, wie sie wachsen, aussehen und geerntet werden, und dass auch auf Wochenmärkten das vielfältige Angebot bei weitem nicht mehr als regional bezeichnet werden kann. Vielmehr haben wir hier gewissermaßen den Bezug zu Zeit und Ort verlernt: Wir müssen nicht auf Frühling und neue Ernten warten, um frisches Gemüse zu bekommen, wir müssen uns nicht bis zum Sommer gedulden, um sonnengereiftes Obst zu genießen, wir müssen nichts einkochen, um das ganze Jahr über Vitamine zu tanken. Nimmt man die ärmsten Länder aus, in denen die nötigste Versorgung nicht einmal gewährleistet ist, ist diese Entwicklung weltweit zu beobachten und überall längst zur Selbstverständlichkeit geworden.

Aus Natur wird Tradition

Aber der Mensch braucht einen Rhythmus, Unterscheidungen, Zyklen und Highlights. Das Einerlei entspricht ihm nicht, und er ist ein einfallsreiches Wesen. Dies hat zu zwei faszinierenden Phänomenen geführt.

In vielen Ländern Mitteleuropas drückt sich kulinarische Saisonalität weniger in der Auswahl der gekauften Produkte als in zelebrierten Traditionen aus: Wir kennen im deutschsprachigen Raum etwa die Pflaumenkuchen-Zeit, in den Vereinigten Staaten wird Thanksgiving mit Preiselbeersoße, Kürbis und Süßkartoffel-Gerichten gefeiert – auch wenn frische Pflaumen und Süßkartoffeln weltweit ganzjährig zu haben sind. Werden die Jahreszeiten am Esstisch nicht mehr wirklich gelebt, so bleiben jedoch die Erinnerungen und die Gewohnheiten, die sie einst erschufen, in kleinen Ritualen lebendig und werden wie ein Schatz gehütet und gepflegt. Auch sprachlich wurden spontan Lösungen entwickelt, um saisonale regionale Produkte hervorzuheben und von der normal gewordenen, allzeit verfügbaren Massenware abzugrenzen. In Nordamerika wird zwischen „market“ und „farmers' market“ unterschieden, im deutschsprachigen Raum sprechen wir dann von „Bauernmärkten“ oder „regionalen Bio-Märkten“, während das Angebot auf dem Wochenmarkt vielerorts alles andere als lokal und saisonal anmutet.

Saisongemüse von der Bretagne bis Hokkaido

Ein Blick in andere Länder zeigt, dass in einigen Teilen der Welt trotz eines durchaus vergleichbaren Siegeszugs von Handelsketten, Convenience-Food und Tiefkühlkost und einer entsprechenden Veränderung der Lebensgewohnheiten kulinarische Saisonalität keineswegs verschwunden ist.

In zwei Ländern ist sie sogar besonders lebendig, und interessanterweise befinden sie sich an den beiden Extremitäten des eurasischen Kontinents: Frankreich und Japan.

Möglicherweise sind Demographie und Verteilung der Bevölkerungsdichte hier von Bedeutung. Beide zeichnen sich durch wenige, im Gegenzug sehr große Metropolen mit jüngerer Bevölkerung aus, und parallel dazu einer zutiefst ländlich-agrarwirtschaftlichen Provinz mit spärlicher und älterer Bevölkerung. In beiden Ländern ist Saisonalität nicht auf bestimmte Gerichte oder Anlässe begrenzt, auch wenn Letztere durchaus existieren, sondern ist durchgehend präsent.

Fruits et légumes de saison sind ein Muss

In Frankreich wird die saisongerechte Verwendung von Gemüse und Obst in der täglichen Küche als Selbstverständlichkeit und Teil französischer Tradition betrachtet. Sie steht für Qualitätsversprechen und den unverrückbaren Glauben an allgemeingültige, kulturell wichtige „echte Werte“. Bodenständigkeit wird nicht nur am heimischen Herd zu einem nicht verhandelbaren Prinzip: Nur so ist es möglich, ein hochwertiges und authentisches Geschmackserlebnis zu erschaffen, und auch die Haute Cuisine, die hohe Kunst der Sterneköche, bleibt diesem Grundsatz treu. Die Frage nach saisongerechtem Kochen ist in der französischen Vorstellung eine Frage von „richtig“ und „falsch“, ein gesellschaftlicher Maßstab.

Japan: Oishii und Genki

In Japan spielt Qualität ebenfalls eine zentrale Rolle, jedoch ist der Ansatz in seinem Ursprung ein anderer. Hier verbinden sich jahrhundertealte Gewohnheiten und die Liebe zur Vergangenheit mit weiteren Faktoren: historische, klimatische, geographische und religiöse.

Die lange Zeit der vollständigen politischen Abschottung, in der das Überleben nur vom eigenen Boden gesichert werden konnte und musste, ist im kollektiven Tiefenbewusstsein noch erstaunlich nah. Ein kompliziertes Klima mit unerträglich heißen Sommern und strengsten, extrem schneereichen Wintern, die auch heute noch in manchen Provinzen das Leben zum Erliegen bringen, verstärkt das Bedürfnis, alte, nämlich bewährte Lifestyles aufrechtzuerhalten, die Gesundheit und Auskommen schützen und fördern. Die immer wiederkehrenden Erdbeben, Tsunami und Stürme, die das Land heimsuchen, prägen zudem ein besonderes Verhältnis zur Umwelt, das Shintoismus und Buddhismus noch verstärken. Der Natur nach zu leben, die Verbindung zu ihr wahrhaftig zu spüren und anzunehmen, ist sowohl Ethik und Verpflichtung als auch gesundheitliche Vernunft. Wie in Frankreich folgt die gehobene Küche ebenfalls dezidiert diesem Grundsatz.

Durch den Klimawandel haben bereits kritische Stimmen die Notwendigkeit eines ganzjährigen Lebensmittel-Überflusses hinterfragt und über die ökologisch und gesundheitlich bedenklichen Seiten unserer Handels- und Essensgewohnheiten und unserer Entkopplung von Natur

und Jahreszeiten reflektiert.

Die Pandemie hat dieser Rückbesinnung auf vermeintlich altmodische Werte neue Nahrung gegeben: Der Wunsch nach kürzeren Wegen und zuverlässigeren Lieferketten, nach einem ruhigeren, naturnäheren und gesünderen Lebensstil, nach mehr Nachhaltigkeit wird lauter. Hofläden und Meat-Sharing erfreuen sich wachsender Beliebtheit. Saisonbewusst zu kochen, ist nun nicht mehr eine lästige Einschränkung oder eine Art naive Nostalgie, sondern eine echte Option und eine bewusste Entscheidung für eine alte, neue Lebensart.